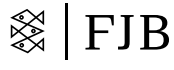


# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.





Julie Murphy

# RAMONA BLUE

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Kattrin Stier

 | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Ramona Blue« bei Balzer & Bray, einem Imprint von HarperCollins.

Copyright © 2017 by Julie Murphy

Published by Arrangement with Julie Murphy.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8414-4025-9

## Eins

Diese Erinnerung möchte ich mir für immer bewahren: Wie Grace in einem viel zu großen T-Shirt ihres Vaters am Herd des kleinen Ferienhauses steht und eine Portion Dosenspaghetti für uns aufwärmt. Ihre Mom hat bereits den Kühlschrank und die Küchenschränke leer geräumt und alles weggeschmissen, was ein Verfallsdatum hat.

»Fast fertig«, sagt Grace, während sie die Nudeln mit einem Holzlöffel umrührt.

»Ich sollte dann bald mal gehen«, sage ich. Ich hasse lange Abschiede. Sie sind genau so schlimm, als wenn man sich langsam Haar für Haar ein Pflaster vom Arm zieht.

»Tu doch nicht so, als müsstest du jetzt irgendwo anders sein. Außerdem solltest du noch was essen, bevor du gehst.« In diesem Punkt ist Grace genau wie ihre Mutter. Ganz gleich, wann wir im Verlauf des letzten Monats das Haus verlassen haben, ständig hat ihre Mom versucht, uns noch irgendwelches Essen aufzudrängen. So als würden wir zu einer langen Reise aufbrechen und bräuchten Wegzehrung. »Du kannst mir doch diese Dosenspaghetti jetzt nicht ganz alleine überlassen.«

»Na gut«, lenke ich ein. »Das ist in der Tat eine ziemlich erbärmliche Vorstellung.«

Sie nimmt den Topf vom Herd, lässt einen Ofenhandschuh auf

den Küchentisch fallen und stellt den Topf darauf. Dann rutscht sie ganz nah heran, schlingt ihre Beine zwischen meine und reicht mir einen Holzlöffel. Wir haben beide eine helle Hautfarbe, aber vom Leben am Meer sind meine Beine dauerhaft gebräunt (und dazu noch ein bisschen behaart, weil mich dieses ewige Rasieren echt nervt). Die eigentlich elfenbeinfarbene Haut von Grace ist dagegen durch die ungewohnte Sonneneinstrahlung fleckig und gerötet. Und dann sind da noch ihre Füße.

Ich grinse.

»Was ist?«, fragt sie und legt den Kopf schief. Dabei fallen ihr die rabenschwarzen Haare über die Schultern. Obwohl sie wie verrückt dahinter her ist, ihre Haare zu glätten, braucht man nur das Wort Luftfeuchtigkeit zu erwähnen, und schon kringeln sich ihre Haarspitzen wieder. »Du sollst nicht so auf meine Füße schauen.« Sie verpasst mir einen Tritt gegen das Schienbein. »Du schaust meine Füße an!«

Ich schlucke einen Löffel Nudeln hinunter. »Ich mag deine Füße.« Sie sind platt und breit und viel zu groß für ihren Körper. Und aus unerfindlichen Gründen finde ich das unglaublich liebenswert. »Sie sehen aus wie Hobbit-Füße.«

»Meine Füße sind aber nicht behaart«, betont sie.

Mir liegt schon eine flapsige Antwort auf den Lippen, doch dann gerät plötzlich die Uhr hinter ihr in mein Blickfeld, und da fällt es mir wieder ein.

Grace verlässt mich. Dass sie mich verlassen würde, war mir vom ersten Augenblick an klar, als wir uns am Strand begegnet sind, wo ich Flyer für die Happy Hour im *Boucher's* verteilt habe. Sie lag in ihrem schwarzen Badeanzug mit den Seitenausschnitten in einem Liegestuhl und hatte sich ein Handtuch über die Füße gelegt. Und ich weiß noch genau, dass ich mir gewünscht habe, ich würde sie gut genug kennen, um zu wissen, warum sie ihre Füße versteckt.

Das hier ist unsere letzte gemeinsame Mahlzeit. In weniger als einer Stunde werden ihre Eltern und ihr Bruder aufstehen und die allerletzten Überreste des Sommers in Eulogy in den Kofferraum ihres Kombis packen. Und dann werden sie nach Hause fahren, zurück in ihr normales Leben, und werden dabei ein Loch in meinem hinterlassen.

»Ich werde ganz traurig sein ohne dich«, sagt Grace zwischen zwei Bissen. Wir sind beide viel zu realistisch, um Versprechungen zu machen, die wir dann doch nicht halten können. Oder vielleicht habe ich auch nur zu viel Angst, sie um ein Versprechen zu bitten. Sie zupft an meinem Pferdeschwanz. »Und ohne deine bekloppten blauen Haare.«

»Aber mir werden deine Hobbit-Füße noch viel mehr fehlen.«

Sie lächelt und schlürft eine Nudel vom Löffel.

Grace steht total auf dieses Zeug. Sie ist geradezu süchtig nach Junk Food, weil sie in einem Haushalt aufgewachsen ist, wo ihre Mutter sie mit selbstgekochtem Essen wie gefülltem Lachs und gedünstetem Spargel versorgt hat. Hattie und ich sind dagegen mit Dosen spaghetti und anderen Fertiggerichten groß geworden, deren Marketing speziell auf Kinder ausgerichtet ist. Dad musste arbeiten, und Mom war nicht mehr da, also aßen wir alles, was mikrowellentauglich war.

Ich glaube, ich bin in Grace verliebt. Allerdings ist es manchmal schwer zu unterscheiden, ob ich eigentlich in sie oder in ihr Leben verliebt bin. In ihr Leben mit dem liebenswerten kleinen Bruder Max, der so süß ist, weil er noch keine Ahnung hat, wie gut er später mal aussehen wird, und mit ihren Eltern, die immer nach uns geschaut und uns Essen hingestellt haben. Und mit diesem Haus. Es ist nur ein Ferienhaus, aber es fühlt sich trotzdem so dauerhaft an.

Grace streicht sich die schwarzen, halblangen Haare hinter die Ohren. »Hast du dir jemals die Liste mit den Colleges angeschaut, die ich für dich zusammengestellt habe?«



Ich zucke die Schultern. Das ist ein wunder Punkt – eine Sackgasse, aus der wir einfach nicht herauskommen. Grace ist der Meinung, dass alles, was mich nach der Highschool noch hier festhält, ich selber bin. Und das kann ich sogar irgendwie nachvollziehen, aber gleichzeitig gehört Grace zu den Mädchen, die nie einen Blick auf das Preisschild werfen oder der Kassiererin im Supermarkt sagen müssen, dass sie ein paar Sachen zurücklegen soll.

Wir sitzen hier ineinander verschlungen, während sich auf der Uhr an der Mikrowelle unweigerlich der Morgen ankündigt.

»Ich sollte jetzt gehen«, sage ich schließlich.

Sanft stupst sie ihre Stirn gegen meine.

Würden wir in einer Welt leben, in der nur meine Regeln gelten, würde ich sie jetzt küssen. Fest. Und dann gehen.

Stattdessen gehen wir Hand in Hand zur Veranda, wo mein Fahrrad steht, und dann folgen wir der gekiesten Auffahrt bis zum Briefkasten hinunter, der noch immer im Dunkeln liegt.

Ich lehne mein Rad gegen den Pfosten.

»Melde dich mal, wenn du kannst«, sage ich zu ihr.

»Klippfisch«, sagt sie. *Ich liebe dich*, lese ich von ihren Lippen. Das hat ihre Mutter ihr immer lautlos zugeflüstert, wenn sie Grace an der Schule abgesetzt hat, um sie nicht vor ihren Freundinnen zu blamieren.

»Ich liebe dich auch«, flüstere ich zurück, während ich meine Lippen bereits auf die ihren drücke. Sie schmeckt nach Dosenspaghetti und nach der Zigarre, die wir aus dem Reise-Humidor ihres Vaters geklaut haben. Ihre Lippen sind aufgesprungen und ihre Haare voller Salz von unserem mitternächtlichen Bad, das erst wenige Stunden her ist. Und doch fühlt es sich an, als würde sie schon jetzt zu einer Erinnerung verblassen.

## Zwei

Ich fahre los, vorbei am Trailerpark, wo unser Mobilheim steht, in dem mein Dad und Hattie jetzt noch schlafen. Bei mir fängt jeder Tag so an – vor allen anderen, wenn Eulogy nur vom Casino vorn am Strand erleuchtet wird. Heute bin ich noch früher dran als sonst, und so lasse ich mir Zeit und fahre ganz hinunter ans Wasser. Vorsichtig lege ich mein Rad auf den Gehweg und schüttele die Flipflops ab, bevor ich die wackeligen Holzstufen zum Strand hinuntergehe. Liebe auf den ersten Blick ist es bei unserem Strand hier in Mississippi nur ganz selten, eher eine innige, drängende Zuneigung. Und obwohl es hier nicht besonders idyllisch ist, gibt es viele, die, genau wie ich, diesen Ort mehr lieben, als er es verdient. Hierher kommen Leute, die billig Ferien machen wollen. Wegen der Sandbänke, die sich vor der Küste aufreihen, und durch die Nähe zur Mündung des Mississippi ist das Wasser bei uns braun und aufgewühlt. Kein Vergleich mit den blaugrünen Wellen von Florida. Aber eine Familie wie die von Grace kann hier eine Menge Urlaub für ihre Kohle kriegen, wenn man bereit ist, die Mängel zu übersehen.

Der Sand staubt um meine Knöchel, bis ich die Wasserlinie erreiche. Ich drücke die Zehen fest in den Sand und lasse das Wasser kurz darüberspülen, bevor ich sie zurückziehe. Der Mond hängt am Himmel, knapp über dem Horizont, während der erste Hauch der Sonne bereits das Ufer streift.

Wasser wirkt auf mich schon immer wie Sirenengesang. Ganz gleich welcher Art – ein Meer, ein See, ein Pool. Diese Schwerelosigkeit hat etwas an sich, das mich glauben lässt, alles sei möglich. Mein ganzer Körper atmet dann auf eine Weise aus, die mir an Land nicht möglich ist.

Die Helligkeit am Horizont erinnert mich daran, dass ich los muss. Ich schüttele den Sand von den Füßen und laufe zum Weg hinauf, wo ich wieder in meine Flipflops schlüpfte.

Die Tränen strömen unablässig über meine Wangen, während ich mein Rad um die Kurve und den Hügel hinab lenke, wo Charlie in seinem Laster wartet. Ich hasse es, zu weinen. Wahrscheinlich geht das fast jedem so. Aber es gibt auch Menschen wie Hattie, die sich besser fühlen, wenn sie sich ausgehult haben. Wenn Hattie weint, ist das, als würde man einer Schlange beim Häuten zusehen. Die Tränen sind eine Form der Erneuerung für sie, während sie mich nur wütend machen, dass ich mich überhaupt so aufrege.

»Du bist zu spät«, ruft Charlie. Er trägt seine übliche Uniform, die aus einem kaffeefleckigen Unterhemd und zwanzig Jahre alten Jeans besteht. Mit seinen Zottelhaaren sieht er aus wie ein Typ, der entweder kleine Kinder in seinem Laster einsperrt oder Cannabis in seinem Garten anbaut. Glücklicherweise ist Letzteres der Fall.

Ich betätige die Handbremse und wische mir mit der anderen Hand die Tränen aus den Augen. »Hab verschlafen.«

Normalerweise komme ich nicht zu spät, deswegen lässt Charlie es mit einem Schulterzucken durchgehen. Kann schon sein, dass sich andere Jugendliche nicht darum reißen würden, um fünf Uhr früh aufzustehen, aber mir sind all meine kleinen Jobs wichtig. Ich trage Zeitungen aus, räume im *Boucher's* die Tische ab und übernehme auch sonst allerlei kleine Nebenjobs, die ich kriegen kann. Ich schätze mal, dass sich die meisten als Kind fragen, in was für einem Beruf

sie wohl arbeiten werden, wenn sie erwachsen sind. Aber mich hat nie interessiert, was das für ein Job sein würde, nur wann ich endlich damit anfangen konnte.

Charlie lädt die Zeitungen für die zweite Hälfte meiner Runde vorne in den Fahrradkorb, während ich meine Umhängetasche bestücke. Charlie gehört zu der Sorte Mann, die immer ein bisschen wie ein Junge aussehen werden, wobei das dünne Bärtchen auf seiner Oberlippe aktuell seinen Teil dazu beiträgt.

»Willst du's mal mit einem Schnurrbart probieren?«, frage ich ihn.

Er streicht sich über die spärliche Gesichtsbehaarung. »Hatte Lust auf ein bisschen Abwechslung. Gefällt's dir?«

»Abwechslung ist immer gut«, erwidere ich, schwinde mich aufs Rad und winke zum Abschied.

Auf meiner Runde fahre ich die Straßen hinauf und hinunter und lasse mich dabei von meinem Gedächtnis leiten, bis vor fast jedem Haus eine Zeitung im Garten liegt. Die Routinetätigkeit hält die Gedanken an Grace in Schach, zumindest für eine Weile.

An der Ecke von John Street und Mayfield Street, komme ich an der Eulogy Baptist Church vorüber, einem strahlend weißen Gebäude mit perfekt gepflegtem Rasen und Blumenkästen an jedem Fenster. Hinten aus dem Büro scheint gedämpftes Licht auf die Straße, und ich überlege, ob Reverend Don wohl gerade gekommen ist oder schon wieder geht.

Ich biege um die Ecke und fahre die Clayton Avenue hinunter. Während ich in die Pedale trete, lehne ich mich im Sattel zurück und tippe sacht auf die Bremse und kurve so den ganzen Hügel hinunter. In Augenblicken wie diesem habe ich immer das Gefühl zu fliegen. Doch unten angekommen lande ich wieder in der Realität.

Vor dem letzten Haus, das erst vor kurzem zu meiner Runde hinzugefügt wurde, steht eine schwarze Frau in einem Frotteebade-

mantel, aus dessen geöffnetem Reißverschluss ein knallgelber Badeanzug hervorblitzt. Sie ist dabei, ihre Blumen zu gießen. Ich mag Morgenmenschen, sie haben so etwas Stabiles und Verlässliches an sich. Ganz im Gegensatz zu meiner Mom, die bis in den Nachmittag schläft, wenn sie keiner aufweckt. Auch Grace ist kein Morgenmensch. Das war ein kleines Detail, das mich irgendwie immer ein bisschen gestört hat.

Grace. Grace, die ich möglicherweise nie mehr wiedersehen werde. Erneut spüre ich bedrohlich die Tränen in mir aufsteigen.

»Morgen«, sagt die Frau, als die Zeitung auf ihren Rasen plumpst.

»Morgen«, erwidere ich im Vorbeifahren.

»Hey!«, ruft sie. Etwas trifft mich zwischen die Schulterblätter und nimmt mir den Atem.

»Was zum Teufel?«, murmele ich vor mich hin, während ich mich umdrehe und feststelle, dass es sich bei dem Wurfgeschoss um eine meiner eigenen Zeitungen handelt.

Ich will mich danach bücken, da höre ich die Stimme der Frau: »Ramona Blue! Komm sofort zurück!«

Die Stimme. Ich erkenne sie. Und den Namen. Ramona Blue – so hat mein Dad mich als kleines Mädchen genannt, weil ich einfach nicht aus dem Wasser zu kriegen war. Ein Name, den nur wenige Menschen kennen.

Die Frau kommt an die Straße vor, und nun kann ich auf einmal das Gesicht erkennen, das hinter den Falten von zehn Jahren steckt. Ich setze einen Fuß auf den Boden, damit mein Rad nicht noch weiter rollt, und langsam kommt mir die Erinnerung. »Agnes?«

»Beweg deinen Hintern hier rüber und lass dich umarmen!«

Auf der Stelle lasse ich mein Rad fallen und werfe mich in ihre Arme.

Agnes war früher jeden Sommer da. Sie kam aus Baton Rouge,

zusammen mit ihrem Mann und ihrem Enkel, Freddie, der bei ihnen aufwuchs. Sie war ein Teil meiner Kindheit wie meine eigene Großmutter, bis zu dem Sommer, in dem ich neun wurde und sie auf einmal nicht mehr kamen. Damals wurde mir zum ersten Mal klar, dass man zwar das Gefühl haben könnte, ein Sommer hier in Eulogy, Mississippi, würde ewig dauern, dass das aber nicht stimmt.

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich oft in den Spiegel geschaut und eine Bestandsaufnahme gemacht hätte, inwieweit sich mein Körper verändert hat. Aber hier und jetzt, während Agnes mich fest an sich drückt und mir ihre Stirn gerade mal bis zur Brust reicht, da fühle ich mich wie eine Riesin mit einer Babypuppe im Arm.

Agnes schiebt mich an den Schultern von sich weg und mustert mich. Sie zieht an meinem langen, lockigen Pferdeschwanz und sagt: »Das überrascht mich natürlich gar nicht. Dein Daddy hat dir immer alles durchgehen lassen, wenn es nicht gerade ein Mord war.«

Mein Wangen brennen, und trotz des Schmerzes in meiner Brust, der schwer wiegt wie ein Anker, lächele ich. Die Rede ist von meinen Haaren. Ramona Blue mit den blauen Haaren.

Je nachdem, wann man mich gerade zu Gesicht bekommt, haben meine Haare einen Farbton, der von Königsblau bis hin zu Türkis reicht. Mit dreizehn habe ich mir die Haare zum ersten Mal mit einer Mischung aus Kool-Aid-Getränkpulver und ein bisschen Wasser gefärbt. Wenig überraschend wurde ich aus der Schule nach Hause geschickt, aber mein Dad hat mich gerettet, obwohl er alles andere als begeistert war, was ich mit den von meiner Mutter geerbten blonden Locken angestellt hatte. Er legte sich mit der Schuldirektorin an, bis die ganze unangenehme Geschichte mehr Zeit verschlungen hatte, als sie wert war. Und seitdem sind meine Haare blau, dank Hattie und ihren Amateur-Ambitionen als Kosmetikerin.

Heute müssten meine Haare allerdings dringend nachgefärbt

werden. Sonne, Salzwasser und ganz einfach die Zeit haben meinen Haaren einen pudrigen Türkiston verliehen.

»Du bist ja gewachsen wie Unkraut«, bemerkt Agnes erstaunt, und ich frage mich, wie sie mich wohl in Erinnerung hatte. Sie deutet auf meine leere Umhängetasche. »Das letzte Haus auf deiner Runde?«

Ich nicke. »Ganz genau, Ma'am.«

»Bring morgen Hunger mit.« Sie tätschelt mir den Bauch. »Dann gönnen wir uns ein richtig leckeres Frühstück.«

»Das lässt sich einrichten«, sage ich. »Einverstanden.«

Agnes' Lippen verziehen sich zu einem breiten, wissenden Grinsen. »Freddie wird Augen machen!«

Freddie. Alle meine Erinnerungen an ihn sind sonnengebleicht und laut, aber ich versuche, mich nicht von der Vergangenheit täuschen zu lassen. Man verändert sich, wenn man erwachsen wird.

Ich kam mir groß vor, als ich Agnes umarmt habe, aber nirgendwo fühle ich mich so ausladend wie in dem Trailer, den wir unser Zuhause nennen. Wie immer muss ich den Kopf einziehen, um durch die Tür zu passen, und gehe dann den schmalen Flur entlang, der zu Hatties und meinem Zimmer führt. Früher war da nur ein Zimmer, doch mit Hilfe unseres Onkels Dean hat Dad an Hatties zwölftem Geburtstag einen Teil der Flurwand entfernt, eine Tür eingesetzt und dann den Raum mit einer Sperrholz-Wand in zwei Hälften geteilt. Anschließend kaufte er ihr bei der Heilsarmee noch einen Kleiderschrank, und schon waren aus unserem gemeinsamen Zimmer zwei geworden.

Irgendwann im Laufe des Sommers vor der neunten Klasse bin ich dann zu sehr gewachsen. Ich war schon immer groß, aber nach diesem letzten Wachstumsschub war die Schwelle von groß zu zu groß überschritten. Unser Trailer ist nur etwas über zwei Meter hoch, was bedeutet, dass ich bei meiner Größe von gut eins neunzig ständig

den Kopf einziehen muss, wenn ich durch eine Tür gehe. Und meinen Körper unter den Duschkopf im Badezimmer zu quetschen erfordert einiges an Gelenkigkeit.

In meinem Zimmer lehne ich das Fahrrad gegen die Kommode und will gerade das Licht anschalten, als ich einen Klumpen in meinem Bett bemerke.

»Rutsch rüber«, flüstere ich und schleiche auf Zehenspitzen über den Boden.

Hattie, meine zwei Jahre ältere Schwester, folgt meiner Aufforderung, wenngleich nur ein wenig. »Tyler ist der reinste Ofen«, nuschelt sie.

Ich schlüpfte hinter ihr ins Bett. Ich bleibe die kleine Schwester, bin aber trotzdem der größere Löffel.

Früher haben wir beide perfekt in dieses schmale Bett gepasst, weil die Leroux-Schwestern, wie Dad immer sagte, nur von Nord nach Süd und nicht von Ost nach West gewachsen sind. Aber inzwischen ist das nicht mehr der Fall. Hatties Bauch wächst von Tag zu Tag. Dass sie schwanger ist, habe ich fast zeitgleich mit ihr gewusst. Genau wie Dad. Mit Geheimniskrämerei wird bei uns keine Zeit verschwendet.

»Dann schick ihn nach Hause«, erkläre ich.

»Du hast so kalte Füße«, beklagt sie sich und drückt ihre Unterschenkel gegen meine Zehen. »Tommy wollte wissen, ob du früh zur Arbeit kommen kannst.«

»Grace ist abgereist.«

Sie dreht sich zu mir um, so dass ihr Bauch gegen meinen drückt. Er ist nicht dick. Noch nicht. Für alle Außenstehenden ist es noch nicht einmal zu sehen. Aber ich kenne jeden Zentimeter von ihr so gut, dass ich den Unterschied fühlen kann. Oder vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Sie legt einen Arm um mich, zieht mich an sich und flüstert: »Das tut mir so leid für dich, Ramona.«